

Kultur & Gesellschaft



Oliver Schnyder in seinem Badener Atelier. Foto: Reto Oeschger

«Go for beauty!»

Der Schweizer Pianist Oliver Schnyder gilt nach wie vor als Geheimtipp und findet das gut so. Heute tritt er in Zürich auf.

Von Susanne Kübler

Man könnte es dem Pianisten Oliver Schnyder nicht verdenken, wenn er in seinem Atelier vor allem aus dem Fenster schauen würde. Weit reicht der Blick über die Herbstwälder um Baden, hinunter zur Limmat und über sie hinaus ins historische Zentrum des Städtchens und auf ein Stückchen Musikgeschichte: den Verena Hof, einst das bevorzugte Hotel von Richard Strauss.

Wenn man Schnyder allerdings spielen hört, dann liegt die Vermutung nahe, dass er diese Aussicht mehrheitlich im Rücken hat. Der 38-Jährige übt viel und sagt das auch; er gehört nicht zu jenen Pianisten, denen alles zufließt, und auch nicht zu jenen, die das zwecks Imagepflege von sich behaupten. Das bedeutet nun allerdings nicht, dass seine Interpretationen nach Arbeit klingen würden; aber durchdacht, durchfühlt, bewusst - das schon.

Im Konzert wie im Gespräch fällt seine besonnene Art auf, dieses Fehlen von allem, was in Richtung Bluff gehen würde. Schnyders Leidenschaft gilt nicht dem eigenen Ego, auch nicht der Karriere, sondern der Musik. Im Unterschied zu vielen Kollegen tritt er auch als inzwischen erfolgreicher Solist nach wie vor im Rahmen von Duo-Abenden auf und geht damit das Risiko ein, als blosser «Begleiter» unterschätzt zu werden. Gerade jetzt ist er mit der Geigerin Veronika Eberle auf einer Tour, die ihn heute nach Zürich bringt; Beethoven, Debussy und Bartók stehen auf dem klug konzipierten Programm, das von ihm weit mehr verlangt als Begleitung: «Ich kann mich da überhaupt nicht mehr zurücklehnen als bei einem Solozital.»

Dass er sich nicht zurücklehnt, schätzt nicht nur Veronika Eberle: Schnyder spielt regelmässig mit der Cellistin Sol Gabetta, der Geigerin Julia Fischer oder dem Geiger Julian Rachlin

- also mit der Elite der Streichersolisten. Auch mit dem Carmina-Quartett spannt er zusammen oder mit Tonhalle-Musikern, mit denen er zuletzt Liszt «Malédiction» erarbeitet hat: ein selten aufgeführtes, vertracktes Stück, mit dem man keine Lorbeeren holen kann, aber künstlerische Erfahrungen, die Schnyder nicht missen möchte.

Überhaupt, so sehr er stöhnt über den Berg an Werken, die er erarbeiten muss: Er braucht das Nebeneinander von vielen verschiedenen Dingen. So sehr, dass ihm ein Leben als Superstar keineswegs erstrebenswert erscheint: «Da müsste ich ein ganzes Jahr mit einem einzigen Programm durch die Welt reisen; das wäre mir schlicht zu langweilig.» Das Leben als nicht mehr ganz so geheimer Geheimtipp ist da weit interessanter.

Freiräume in jedem Werk

Oliver Schnyders Karriere hat sich nicht explosionsartig, sondern in kleinen Schritten entwickelt. Studiert hat er in Zürich, bei Emmy Henz-Diemand und Homero Francesch, danach wechselte er in die USA zu Leon Fleisher, der ihm unter anderem jenen Satz vermittelt hat, der sein Spiel bis heute prägt: «Go for beauty!» lautet er, wobei mit «beauty» nicht kantenloser Schönklang gemeint ist; «es geht um Natürlichkeit, um Einfachheit». Und damit auch darum, den Freiraum in einem Werk zu entdecken: «Nicht jedes Sforzato muss buchstabengetreu als starker Akzent gespielt werden; man muss zwar wissen, dass es da steht, aber am Ende geht es eher um den Geist, der in den Noten steckt, als um eine buchhalterische Ausführung.»

In dieser Haltung hat ihn auch die Zusammenarbeit mit zeitgenössischen Komponisten bestärkt, die er schon früh gesucht hat: «Keiner beharrt auf jedem Detail in seinen Partituren, wenn man

die Musik überzeugend spielt.» Diese Freiheit (die nichts mit Willkür zu tun hat) nutzt Schnyder auch in alten Werken, und er tat das schon in den USA so überzeugend, dass er dort «einiges zu tun hatte» als Konzertpianist. Nach der Rückkehr in die Schweiz dagegen herrschte zunächst Ebbe in seiner Agenda - keine leichte Situation. Umso dankbarer ist er dem Dirigenten Howard Griffiths, der ihn 2002 für einen Auftritt bei den Orpheum-Förderkonzerten einlud. Damit kam einiges ins Rollen.

Und was ins Rollen kam, hat Schnyder auch wieder weiter gebracht. So hätte er etwa auf die Frage, ob er je eine Liszt-CD herausbringen würde, noch vor zwei Jahren mit «eher Nein» geantwortet. Liszt gehört (anders als Schumann, dem seine letzte CD gewidmet war) nicht zu seinen Hausgöttern, und sein Marketinginteresse ist zu gering, als dass er ein Projekt auf ein Jubiläum hin timen würde. Aber nun erscheint doch eine Liszt-CD, fast pünktlich zum 200. Geburtstag des Komponisten: «Ich hatte viele Konzertanfragen für Liszt in diesem Jahr, und mit der Arbeit kam die Liebe und das Bedürfnis, das Ganze auf CD zu bannen: Das ist wie bei Familienfotos.»

Das klingende Foto ist stimmig beleuchtet, klar und spannungsvoll aufgebaut, keineswegs steif - ein anregendes Treffen vom Schweizer Teil der «Années de Pèlerinage», den «Légendes» und der «Malédiction». Und es ist bestimmt kein Zufall, dass auf dem Cover kein Porträt des Pianisten prangt: Es geht eben um die Musik. Für das Ego reicht es, wenn sich die Interpretationen von der Massenware abheben.

Konzert mit der Geigerin Veronika Eberle: Tonhalle, heute Donnerstag, 19.30 Uhr.

Oliver Schnyders Liszt-CD erscheint morgen bei RCA Red Seal.

Der Philosoph mit dem Löwen

Sibylle Lewitscharoff hat mit «Blumenberg» einen intelligenten Roman geschrieben. Jetzt hält sie in Zürich Poetikvorlesungen.

Von Martin Halter

An einem Sonntag im Mai des Jahres 1982 liegt er auf einmal im Arbeitszimmer des Philosophen Blumenberg: ein Löwe. Ein wenig zerzaust, müde und alt, aber unzweifelhaft der König der Tiere: glorios, würdevoll, ehrfurchtheischend, «habhaft, fellhaft, gelb». Niemand ausser Blumenberg (und einer alten Ordensschwester) kann den Löwen sehen. Nicht einmal der furchtlose Denker wagt ihn anzusprechen oder zu berühren. Manchmal hegt er sogar den Verdacht, die Erscheinung, die nicht haart, stinkt, brüllt und nie auf den Buchara-Teppich kotet, sei nur ein Traum, ein metaphysischer Schwindel, der seine nachlassenden Geisteskräfte auf die Probe stellen soll.

Aber ein Löwe, der in die Studierstube eines Asketen hinabsteigt, ist jedenfalls auch eine Auszeichnung, ein Wunder, eine göttliche Gnade. Das weiss der gelehrte Blumenberg aus der Ikonografie des Heiligen Hieronymus im Gehäus, und das spürt er auch unmittelbar. Die Gegenwart des Löwen besänftigt, beflügelt und erhebt ihn. Er ist sein «Zuversichtsgenerator», ein Trost- und Kraftquell, der bittere Erinnerungen verblasst und ein Gefühl kindlicher Seinszufriedenheit und des Weltvertrauens aufblühen lässt. Er macht, dass die Gedanken und Worte kühner fliegen und beschwichtigt wohl auch Blumenbergs leisen Neid auf berühmtere Kollegen wie Habermas oder Jakob Taubes. Eben noch hat er in seiner Vorlesung die Trostunfähigkeit des modernen Subjekts bei gesteigerter Trostbedürftigkeit nachgewiesen; jetzt fegt der Trost des Löwen alle Zweifel hinweg.

Vier vorzeitige Todesfälle

Die vier Studenten, die bei Blumenberg Philosophie hören, haben weniger Glück. Alle sterben vor der Zeit. Hansi, der Schön- und Sonderling, der als peinlich verdrehter Lyrikrezitator und schliesslich als innerlich und äusserlich verwehrter Endzeitprophet durch die Kneipen zog, fällt einfach tot um. Richard, der Rebell, dem die bundesdeutsche Spiesserrepublik zu eng und der «Blumenbergstuss» zu hoch war, wird im südamerikanischen Dschungel elend ermordet. Isa, das Elfenmädchen aus Heilbronn, das den Professor so gläubig-inbrünstig verehrte wie einst Kleists Käthchen ihren Ritter, springt von der Brücke. Gerhard, ihr stiller, ernster Freund, wagte als Einziger, seinem Idol in einer Sprechstunde unter die Augen zu treten; aber auch der segelohrige Schlacks aus Zuffenhausen stirbt trostlos an einem plötzlichen Hirnschlag, weil die Erzählerin es so will.

Im letzten Kapitel versammeln sich alle zu einer Art Totengespräch im Jenseits. Als die Worte und Namen schon langsam zerfallen und die Wirklichkeit sich in geisterhaften Schatten und höheren Nonsens auflöst, beginnt der Löwe, zum ersten Mal zu sprechen. Sein Ruf «Blumenberg!» trifft den Benennungskünstler wie ein erlösender Prankenhieb mitten in die Brust.

Sibylle Lewitscharoffs vornamenloser Philosophen Blumenberg hat mit dem Münsteraner Philosophen Hans Blumenberg (1920-1996) einiges gemein: das Interesse an Wundern, Mythen und Metaphern (und der Denkfigur des Löwen), die bitteren Erfahrungen als Halbjude im Dritten Reich, ein stilles Leben als Höhlen- und Familienmensch. Aber «Blumenberg» ist weder Biografie noch satirische «Blumenbergiade», sondern eine moderne Heiligengeschichte. Literatur ist für die gelernte Religionswissenschaftlerin Lewitscharoff innerweltliche Transzendenz und Metapher, ein romantischer Angriff auf den «Absolutismus der Wirklichkeit».

Katzenhaft sanfte Sprache

Ihre Löwenfabel ist reich an Gedanken und Rätseln, dabei aber voll leiser Ironie und federndem Witz, altmeisterlich erzählt, aber nie altmodisch oder weltfremd. Die musikalische Sprache, löwenhaft geschmeidig und kraftvoll und zugleich katzenhaft sanft und zärtlich, gewährt den Trost grosser Erzählkunst.

Nicht dass der Roman makellos wäre. Manchmal schwebt er ein wenig unentschieden zwischen Campusnovelle und Zeitroman, Parabel und Studententulk. Die Ägyptenreise Blumenbergs wirkt wie ein Fremdkörper, und auch die Lebensgeschichten der Blumenberg-Schüler stehen etwas verloren in der Denkerklause herum. Dass Studenten, die sich im Alltag eher für Patti Smith, Bruce Springsteen, Joints und Besäufnisse erwärmen, rettungslos dem Zauber eines «extremen Stubenhockers» und seiner humanistischen Delikatessen verfallen, wirkt ungefähr so hab- und glaubhaft wie ein Löwe in einer WG-Küche. Aber genau das wollte Lewitscharoff ja: Den Leser mit einem Tatzehieb aus der schnöden Realität herausreissen und sanft in eine andere Welt stupsen - das Reich der Träume und Wunder.

Heute Donnerstag, 3. 11., 20 Uhr sowie am 10. und 17. 11. hält Sibylle Lewitscharoff Poetikvorlesungen im Literaturhaus Zürich.



Sibylle Lewitscharoff: Blumenberg. Roman. Suhrkamp, Berlin 2011. 222 S., ca. 30 Fr.

Nachruf Bruno Mariacher, Verleger

Artemis als Gebäude des Geistes

Mit Bruno Mariacher ist einer der grossen Verleger der Schweiz gestorben. Er war 1956 in den Zürcher Artemis-Verlag eingetreten und hatte zwei Jahre später als Nachfolger von Verlagsgründer Friedrich Witz die Leitung des Verlags übernommen. Artemis war gerade dabei, sich durch die grosse 24-bändige Goethe-Ausgabe von Ernst Beutler international einen Namen zu machen. Mariacher setzte den Kurs fort und baute auf die grossen Pfeiler des Unternehmens: die Goethe-Literatur, die Antike, die Kunst- und Kulturgeschichte, Lexika, Bildbände, Kinderbücher, Belletristik und die Architektur, die auf dem Fundus des Girsberger-Verlags mit dem Le-Corbusier-Gesamtwerk aufbauen konnte.

Damit hatte Bruno Mariacher ein selbst für die damalige optimistische Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs grosses Autoren- und Ideengebäude entworfen, dessen ständiger Ausbau dem umtriebigen Verleger in gut 30 Jahren beharrlicher Arbeit in ungewöhnlichem Ausmass glückte. Als hervorragender Kommunikator verstand er es, immer mehr Autoren an sich zu binden und den Verlag mit seinen zahlreichen Reihen (wie der Bibliothek der Alten Welt) und den zweisprachigen Tusculum-Bänden fest im Markt zu verankern.

1971 ergab sich die Möglichkeit, mit dem Kauf des Münchner Winkler-Verlags nicht nur die berühmte Dünndruck-Bibliothek der Weltliteratur unter Artemisdach zu holen, sondern auch einen soliden Standort im deutschen Buchmarkt zu schaffen - mit eigenen Titeln und Marketingaktivitäten.

Die schweizerischen und zürcherischen Wurzeln des Unternehmens vergass er nicht und verlegte neben der grossen Zürcher Geschichte des damaligen Stadtpräsidenten Sigmund Widmer eine ganze Reihe von Turicensia. Er verhalf auch vielen belletristischen Schweizer Autoren wie Erika Burkart, Hermann Burger oder Hans Boesch zu ihren Erstlingen. Bei den Bildbänden waren es die grossen Fotobände von Emil Schulthess, später dessen 360-Grad-Panoramen, die auch drucktechnisch neue Massstäbe setzten.

Dieses umfassende verlegerische Geistesgebäude hätte ohne das grosse finanzielle Engagement der Familie Bühler nicht Bestand gehabt. Mariacher hielt aber auch gegenüber Financiers und Mäzenen an seiner Auffassung vom universalen Verlag fest.

Am 24. Oktober ist Bruno Mariacher 89-jährig in Rüschlikon gestorben. Hansruolf Frey